

"Natürlich ist es wunderbar, dass er [...]"

Autor(en): **Wessum, Jan van**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **111 (1985)**

Heft 6

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

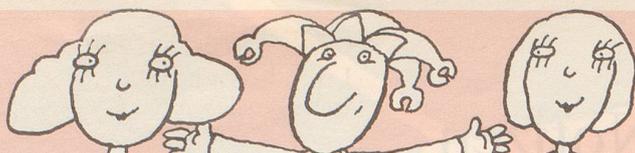
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Geschmacks- sachen

Es war einmal eine junge Frau, die hiess Isabelle. Sie hatte schon mehr als zwanzig Jahre gelebt, aber noch nicht viel über die Menschen gelernt. Als sie ihr näher bekannt wurden, staunte sie zuerst, wunderte sich dann und fürchtete sich schliesslich. Das kam so:

Isabelles Grossmutter Berta hatte einen stolzen Haushalt geführt und nebenbei noch Zeit gefunden, für andere Leute tätig zu sein: Berta kochte Konfitüren und Gelees nach ureigenen Rezepten, füllte die Köstlichkeiten

Von Ilse Frank

in handliche Gläser, versah diese mit sauberen Etiketten, auf denen «Himbeeren, Erdbeeren, Stachelbeeren, Äpfel, Brombeeren, Quitten, Zwetschgen, Mirabellen» stand, richtete im Holzschopf neben der Villa eine Verkaufsstelle ein, bot die Leckereien feil und gewann mit der Zeit Kundschaft aus allen Landesgegenden.

Die Qualität von Bertas Produkten sprach sich schnell herum. Wer nicht selbst brauen konnte oder wollte, kam, um zu ergattern, was die Fleissige offerierte. Berta wurde nicht nur als Herstellerin leckerer Brotaufstriche zum Begriff, sondern – und dies eigentlich in erster Linie – zur Institution. Man pilgerte zu ihr, wenn Freuden oder Leiden mitzuteilen waren, wenn Krankheiten drohten oder Seuchen wühten. Berta hörte sich alle Reden an, gab überlegte Ratschläge, brachte zugleich eine Portion Marmelade an den Mann oder die Frau, empfing dafür Geld und gute Worte. Jeder Käufer, jeder Hilfefeulende war Berta dankbar, denn sie gab, was sie zu geben hatte. Der Lohn, den sie forderte, war gering. Ihr ging es um den Sinn des emsigen Treibens, nicht um die Rendite.

Isabelle hatte die Grossmutter ob ihres speziellen Einsatzes immer bewundert. Als die alte Frau schwächer wurde, reifte im Mädchen der Plan, den Handel zu übernehmen. Noch zögerte die Enkelin, weil sie ihrer Ahne nicht ins Handwerk pfuschen wollte. Doch Bertas Tod schuf eine neue Situation, verleitete Isabelle zum Schwur, den Gedanken ihrer

Grossmutter weiterzuspinnen, das Werk fortzusetzen – wenn auch auf eigene Art.

Isabelle krepelte frohgumt die Ärmel hoch. Sie wusste nichts anderes, als dass das Geschäft blühte, die Abnehmer Schlange standen, die Zahl der Freunde stetig wuchs. Dies sollte nach dem Willen der jungen Frau so bleiben.

Doch, wie erwähnt, Isabelle hatte wenig Ahnung. Zu wenig von der menschlichen Seele. Deshalb beging die Anfängerin Fehler um Fehler.

Die junge Frau berücksichtigte neue ernährungstechnische Grundsätze, gab Früchten und Beeren weniger Zucker bei, als dies ihre Grossmutter getan hatte. Ausserdem führte sie weniger bekannte Aromen ein, lancierte beinahe schon exotische Gläserinhalte: Nach der Sortimentserweiterung durch Pfirsich- und Aprikosenkonfitüre wagte sich Isabelle an «Kompositionen» mit Passionsfrüchten, Kiwis und frischen Feigen. Viele alte Abnehmer wollten die Schöpfungen gar nicht versuchen, andere überwandten ihre Skepsis, taten einen tapferen Kauf, probierten – und reklamierten. Das neomodische Geschlabber sei ungeniessbar, klönten sie, das bringe niemandem wahre Gaumenfreuden. Mit dieser Kost tue man sich selbst etwas zuleide, und Gästen anbieten dürfe man sie nicht, ausser man beabsichtige, unliebsame Gesellen für immer zu vertreiben.

Dies alles murmelten die Leute nicht etwa vor sich hin, nein, sie sagten es Isabelle offen oder gaben es ihr gar schriftlich. Immer neue Zettel hingen an der Tür des Holzschopfes, und was ursprünglich nach individuellen Unmutsbezeugungen ausgesehen hatte, ähnelte einer Verschwörung immer mehr.

Anstatt in sich zu gehen, den Pfad des Experimentierens zu verlassen und auf Grossmutter Spuren zu wandeln, blieb Isabelle, zagend zwar, aber immerhin, ihrer Linie treu. Sie wollte zu sich selbst stehen – und stand offensichtlich nur den anderen vor dem Glück. Überall war sie plötzlich als stur verschrien. Die Erbosten, die sie angriffen, fühlten sich nicht ernst genommen, weil Isabelle scheinbar nichts zu erschüttern vermochte.

In Wahrheit litt die junge Frau, grämte sich tage- und nächtelang, versuchte, sich dem Kundengeschmack anzupassen, traf ihn nicht, musste Vorwürfe einstecken, Beschuldigungen schlucken.

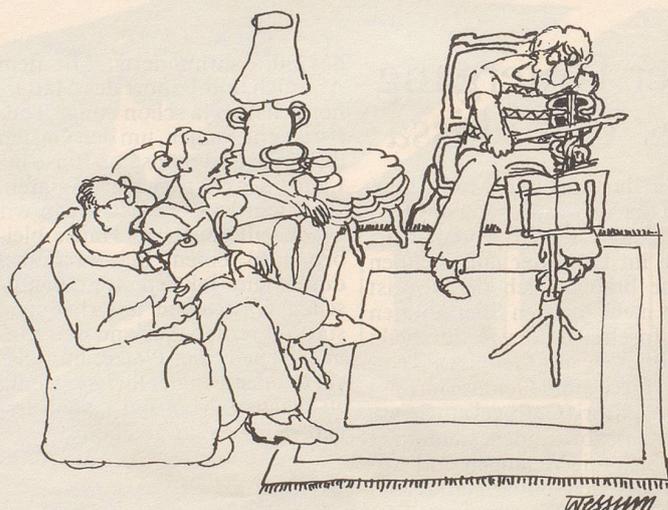
Einfach die Aufzeichnungen ihrer Grossmutter zu benützen, verbot sich Isabelle. Ihr erschien es ebenso anachronistisch wie unstatthaft, sich des geistigen Eigentums einer verblichenen Verehrten zu bedienen.

Mit den eigenen Ideen setzte sich Isabelle nicht durch. Sie verlor die Freude, den Mut. An einem frostigen Wintermorgen holte Isabelle Hammer und Nägel, schritt damit zum Schopf, schlug die Metallstifte unter dem Vorhängeschloss ins Holz und entfernte sie nie wieder.

«Die beleidigte Leberwurst!» raunte das allein gelassene Volk. «Typisch für eine Versagerin, zu allem Elend noch stolz zu sein...»

Isabelle vernahm das Geraune nicht, bekam keine Schmähbrieft zu Gesicht. Sie hatte sich im ererbten, warmen Haus verschanzt, hielt die Augen geschlossen und lauschte, um das mühevolle Erdenwallen zu vergessen, himmlischer Musik.

In Dezennien des Einsiedlerlebens träumte Isabelle nur sporadisch, dann jedoch ausnahmslos von – Bienenhonig.



«Natürlich ist es wunderbar, dass er sein kreatives Talent entwickelt, anstatt auf der Strasse herumzulungern. Aber warum will er eigentlich nicht Schriftsteller werden?»

Ordnung muss sein

Zürichs Witwen haben's gut. Sie müssen sich nicht um das Grab ihres Liebsten kümmern. Das tut ausschliesslich der Friedhofgärtner. Schön und saisongemäss werden die Gräber geschmückt, abwechslungsweise mit Friedhofbegonien, «Dänkeli» und Tannästen. Natürlich nicht gratis, aber Ordnung muss sein in Zürich, auch auf den Friedhöfen! Wo kämen wir hin, wenn jeder das Grab seiner Lieben selbst bepflanzen, es vielleicht aber vernachlässigen würde? Einheit und Ordnung muss sein auf Zürichs Gräbern!

Dabei sollte es nicht bleiben. Ich rege mich schon lange auf über Zürichs Vorgärten. Sie ver-

schwinden zwar langsam, aber die restlichen sind so unterschiedlich bepflanzt und gepflegt. Auch die Rasen in Zürichs Gärten lassen zum Teil einiges zu wünschen übrig (Einfluss der «Grünen»?). Wäre es nicht an der Zeit, dass man da Ordnung schaffen würde? Schliesslich haben wir auch Stadtgärtner, nicht nur Friedhofgärtner. Einheitlich bepflanzte Vorgärten, keine ungepflegten Rasen mit Feldblumen und Unkraut mehr, das wäre dieser Grossstadt gemäss.

Auch vor den Fenstern herrscht Anarchismus. Da sollte ebenfalls eingegriffen werden: Keine roten Geranien mehr in den Blumenkistchen! Nicht nur aus politischen Gründen: Geranien passen einfach nicht zu Zürich, die gehören in die Bundesstadt, nach Bern. Für Zürich möchte ich weisse und blaue